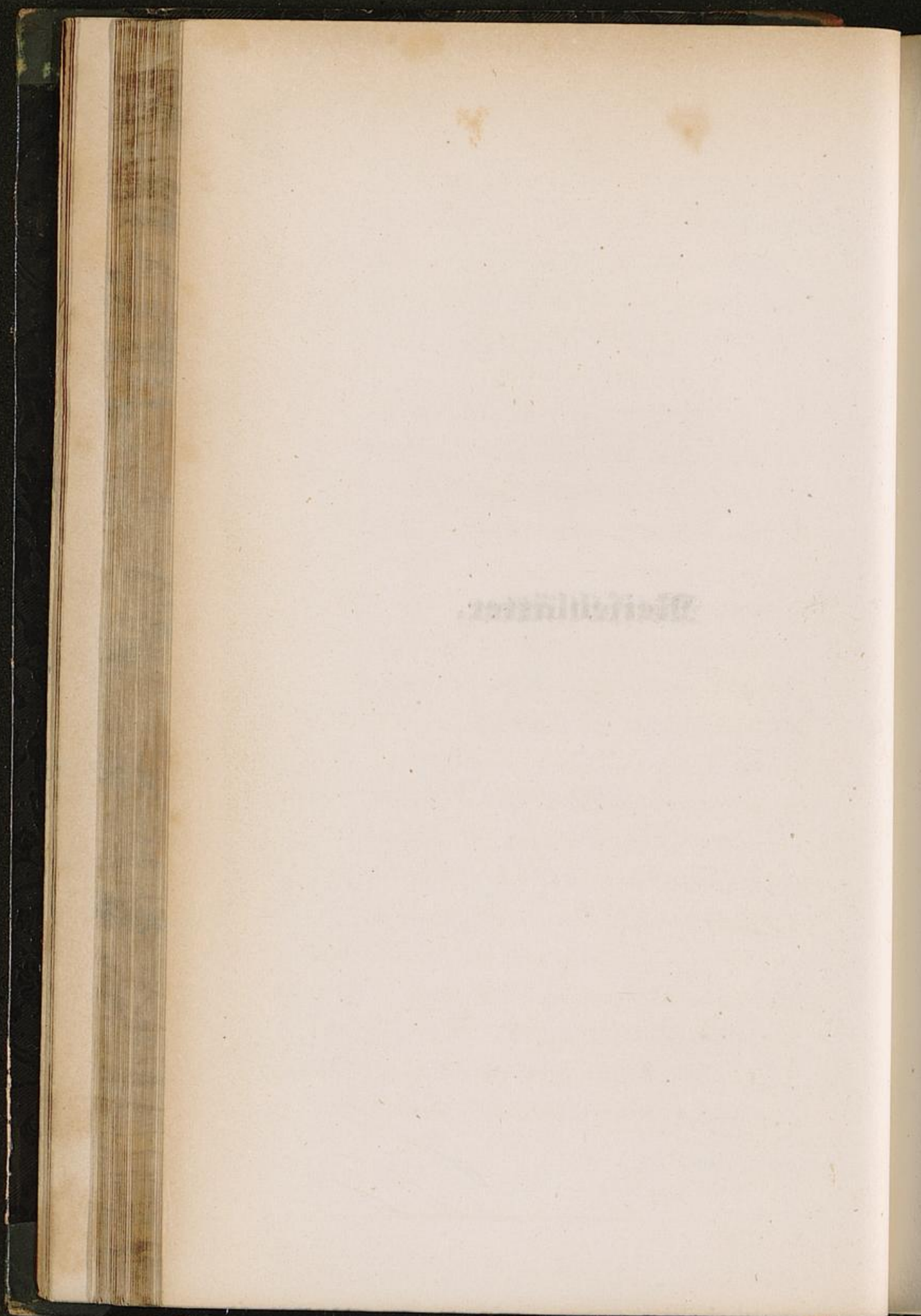


Reiseblätter.



Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest,
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißern
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.

Vermildernd schien das helle Abendroth
 Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
 Wo ungestört das Leben mit dem Tod
 Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
 Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
 Erdrückt von des Todes Uebermucht,
 Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
 Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
 Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
 Durch Moderstämme, dürre Todessfinger.

Wohin, o Tod, wirfst du das Pflanzenleben
 In deiner starken Faust, und meines heben?
 Wirfst du sie öffnen? wirfst sie ewig schließen?
 So frug ich bange zweifelnd und empfind
 Im Wind das Flackeln schon der Todeshand,
 Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
 Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
 Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
 Und starrte, trauriger Gedanken Raub;
 Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
 Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
 Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
 Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
 Längst sind die Blüthen und die Vögel fort.

So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
 Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth.
 Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
 Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
 Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
 Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
 Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
 So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
 Und seine Arme ihm entgegen rang,
 Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
 Und als er seinen süßen Frühlingsdust
 Beseelend strömte weithin in die Luft —
 Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
 Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
 Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
 Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
 So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
 Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
 Bis ich die dürrn Blätter rauschen hörte,
 Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
 Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
 Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
 Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
 Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?

Es blickt mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht;
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

An einen Baum.

Der Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sey mir begrüßt:
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehre ich über's Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschaar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wief' und Hain;

Oft lockte sie von himmen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

1.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
So lang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie ausblühen in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie.“

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter
Und wie murrend süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wanderer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen; schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wanderer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirth mein Geschick,
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dieß, jenes koste?

Emfig am Tisch sah ich die Weiber schalten:
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Cigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingeflossen.
Hörbar vor Allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrer Penker und Rother
Wechselnd raucht' er und sprach, und Aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
Als das englische Thalergelispel schwieg.
Und zur weit gewanderten deutschen Flasche
Holt ich den Ahland aus meiner Satteltasche.
Ferne der Heimath, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald.“
Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.

Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
 Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden;
 „Abland! wie steht's mit der Freiheit daheim?“ die Frage
 Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
 Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
 Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
 Krachend stürzten draußen die nachgeschälten
 Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
 Und im Sturme, immer lauter und länger,
 Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sängern:
 „Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
 „Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
 „Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
 „Die aus Freiheitsbäumen zusammengelockte!“
 Traurig war mir da und finster zu Muth,
 Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut.
 Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
 In des Kummers zweifelslackerndem Lichte.
 „Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
 Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
 Der ich bald doch werde müssen erkalten,
 Der ich selber zu Asche sinken werde.
 Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
 Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?

Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenlast?“
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
Und ich blickte mich um — und mußte schauern.

Meeresstille.

Sturm mit feinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tieffste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Bahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß im Schutz geschlossnen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungeführet glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverwornen Schaaren
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen.
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenvild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wanderer und Wind.

Herbstwind, o sey willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimathlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raschen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu schauen
„Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbände
„Das Schiffelein müd und matt,
„Sag' ich's vom Mutterstrande
„Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiedersehen.

Du heimathliches Thal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sey mir begrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbstes schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der schon dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Todten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' sind fort,
Verreiset, und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlassen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch Alles sey
Geblichen hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsen-seelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie Alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lieb,
Wenn dich Liebe fortbewegen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind dir ein stilles Bild
Tieffinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschließen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wanderer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Aeste,
Er ruft zum Wald hinein: gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Aeste ringend.

Und eines todten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht von winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügel.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wanderer in der Brust die Wehmuth aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze,
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgerissne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängniß nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dieß Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

